Bericht Digitale Tagung „KMU 6 – und wie weiter?“

Strategische kirchliche Entwicklung und die Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung

(4.11.2026)

Das Interesse an den Ergebnissen der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) war im katholischen Raum groß. In vielen Veranstaltungen wurde die Studie vorgestellt und diskutiert. Aus einem gewissen zeitlichen Abstand heraus betrachtet: Inwieweit haben die Erkenntnisse beigetragen oder tun es noch, um strategische Entscheidungen über den Einsatz von Ressourcen und die Entwicklung von Kirche und Pastoral zu qualifizieren? Was bedeutet es, in einer säkularer werdenden Gesellschaft als Kirche Minderheit zu sein? Welchen Stellenwert haben die Vorstellungen und Wünsche von Mitgliedern und anderen Menschen an Kirche für die Gestaltung pastoraler Angebote? Wird das, was als Markenkern des kirchlichen Dienstes begriffen wird, den Rahmenbedingungen und den Erwartungen an Kirche gerecht? Und wenn die Mittel geringer werden: Welche Bereiche von Kirche und Caritas werden eingespart, weil man glaubt, auf sie am besten verzichten zu können?

Bei der digitalen Tagung am 4.11.26, die die KAMP ausrichtete, diskutierten ca. 30 Personen aus den Bereichen strategische Kirchenentwicklung, Wissenschaft und Entscheidungsträger mehrerer Bistümer, um die eigenen Entscheidungen im Licht der 6. KMU zu reflektieren.

Tobias Kläden (KAMP) rief zunächst zentrale Erkenntnisse aus der KMU ins Gedächtnis. Sie zeige eine tektonische Plattenverschiebung, was das Verhältnis von Säkularität und Religion angeht. Säkularisierung zeigt sich in Deutschland immer mehr als gesellschaftlicher Megatrend. Ablesbar sei dies u. a. an den Mitgliederzahlen der Kirchen, die in einer Langzeitprojektion für 2060 für die katholische Kirche dann auf ca. 7 Mio (ggü. 26,8 Mio 2000) geschätzt werden. Religion, so Kläden, sei offenbar keine anthropologische Konstante, wie manche immer noch annehmen, dass jeder Mensch tief drinnen doch ein „religiöses Gen“ hat und nur noch nicht adäquat „angesprochen“ wurde. Für den Theologen und Sozialwissenschaftler heißt dies, dass Optimierung kirchlichen Handelns zwar notwendig, aber nicht hinreichend ist. Es mag eine Frustrationserfahrungen sein, dass es kein kausales Verhältnis gibt zwischen pastoraler Qualität und Religiosität. Das könne für pastoral Handelnde wiederum auch eine tröstliche Erfahrung sein. Die Kirchen wiesen nach der KMU eine hohe soziale, aber eine geringe religiöse Reichweite auf, was die Frage stellt: Welche Minderheit wollen wir als Kirche werden? Optionen sind, sich als kreative Minderheit, z. B. im Sinne einer engagementfreundlichen Kirche aufzustellen, nicht hilfreiche Angebote und Prozesse zu exnovieren und innerhalb eines narrativen Pastoralverständnisses neue Geschichten als

Miterfahrungsangebote zu erzählen. Kläden warnte in diesem Zusammenhang aber auch vor toxischen Theologien, die missbrauchen und in asymmetrischen Verhältnissen Menschen kleinmachen.

In der Diskussion wurde genannt: Die Probleme sind erkannt, es ist oft eher die Frage, wie die Optionen gut umgesetzt werden können. Es wurden angesichts von Anstiegen von Erwachsenentaufenzahlen und Internationalisierung jedoch auch Zweifel benannt, ob der langfristige Abwärtstrend bei den Mitgliedern tatsächlich so eintreten wird.

Bezogen auf die Methodik der KMU wurde gefragt, was denn als Religion/kirchliche Praxis überhaupt ins Sichtfeld komme. Man müsse dort ansetzen, wo die Bedürfnisse der Menschen sind. Es ist wichtig, als Kirche das Kleiner-Werden zu gestalten, oft begegnet jedoch noch ein stark institutionenfixierter Blick. Natürlich vermindert die Entwicklung kirchliche Handlungsmöglichkeiten als Institution. Jedoch: Aus der Perspektive, dass es darum geht, das Evangelium zu leben… das passiert allerorten.

In einem zweiten Teil diskutierten die Teilnehmenden in Kleingruppen über Strategische Thesen, die in pointierter Weise zu einem veränderten Handeln provozieren.

Die Einschätzung der meisten Teilnehmenden war, dass Vorbehalte gegen Kooperationen mit säkularen Partnern v. a. intern liegen, weniger extern. Im kirchlichen *inner circle* gehen viele Ressourcen z. B. in Gottesdienste, aber nicht zu anderen Kontaktflächen. Der Wert von Kooperationen wird oft nicht gesehen, wenn hernach nicht mehr Gottesdienstteilnahme entsteht. Es bestehen jedoch durchaus Chancen: Säkulare Partner sind meist so weit von der Kirche entfernt, dass es auch gar keine Vorbehalte mehr gegen diese gibt, sondern ein pragmatisches Interesse. Es wird i. d. R. wertgeschätzt, wenn die Kirchen überparteiliche Räume für Kooperation und Gemeinschaft bereitstellen. Es gibt aber auch gegenläufige Erfahrungen, dass externe Partner nicht unbedingt kooperieren wollen und kirchliche Organisationen als veraltet und schwerfällig wahrgenommen werden. Dies stellt Anfragen an die kirchliche Professionalität; z. B. bräuchte es Fortbildungen zum Thema „Wie geht netzwerken?“

Zum Stichwort Innovation: Ressourcen werden nur zu einem kleinen Teil in neue Wege gesteckt – und werden zudem immer knapper; viele Projekte sind mehr Optimierung als wirkliche Innovation; es braucht eine stärkere Nutzerorientierung. Man sollte kirchlicherseits stärker auf Player in der säkularen Gesellschaft zugehen: Solche Kooperationen und Begegnungen bieten nicht nur neue Perspektiven, sondern können sich auch in gewinnbringender Zusammenarbeit und einem neuen Bild von Kirche auszahlen. Es braucht in einem guten Nebeneinander einerseits verlässliche, vertraute Räume wie die klassischen Pfarreien/Gemeinden, aber zugleich Offenheit für Neues und für die Umwelt; Regionalität und Zentralität zu verbinden ist eine Herausforderung.

Wichtig sei zudem, Partizipation einzuüben: Die Zeit der einsamen Entscheidungen ist vorbei. Partizipation läuft da besser, wo eine entsprechende Kultur bereits etabliert ist; freiwillig Engagierte sollten jedoch nicht überlastet werden.

Zu Thema der religiösen Sozialisation wurde angemerkt, dass Kita, Erstkommunion und Firmung als isolierte Abschnitte unverbunden nebeneinanderstünden, es braucht „breitere“ Angebote als verbindende Elemente. Man sollte ein kohortenbezogenes Verständnis von „Sozialisation“ in Frage stellen und eher vom Einzelnen her denken und Räume öffnen und gestalten, in denen individuelle religiöse Erfahrungen ermöglicht werden.

Es ist tatsächlich eine Erfahrung, dass die Menschen bei manchen kirchlichen Angeboten „mit den Füßen abstimmen“. Andererseits entwickeln daher manche Gemeinden ein spezifisches Profil und sind damit erfolgreich. Zu oft noch werden zu viele Ressourcen von einer kleinen spezifischen Zielgruppe gebunden. Bei der Frage pastoraler Qualität Kriterien zu bilden, ist gar nicht einfach, weil Qualität oft nicht „objektiv“ zu formulieren und zu messen sei. Als wichtiges Kriterium wurde genannt: ob Beziehung gelingt, ob etwas hilft, resonante Beziehungen zu gestalten. Dabei wurden aber auch viele Bremsklötze und Selbstreferentialität identifiziert. In puncto Partizipation werden Grenzen des Mitentscheidens wahrgenommen. Innovation geschieht zumeist mit säkularen Partnern, z. B. im Bereich Ehrenamt bzw. Förderung freiwilligen Engagements. Insgesamt fehlt es wohl an einem neuen Bild von Kirche, das noch nicht ausreichend ausgeprägt ist.

Im dritten Teil kamen drei externe Impulsgeber zu Wort, um die Erkenntnisse aus der KMU perspektivisch weiterzudenken:

Christian Kern (Pastoraltheologe, Münster) warb für eine indifferenzsensible Pastoral. Religiöse Indifferenz und Säkularität werde doch nur für jene zum Problem, die selbst eine religiöse Orientierung hätten. Vielmehr gehe es darum, die eigenen normativen Erwartungen zu überprüfen, nicht den anderen immer ein Defizit zu unterstellen, sondern selbst in eine Lernschule einzutreten, um explorativ zu entdecken, was heute den Menschen heilig ist. Diese „transversale Kooperation“ zwingt den anderen nicht dazu, sich zu Gott zu bekehren, sondern sucht diesen Gott in den Menschen, denen ich begegne. Das erfordert besondere Aufmerksamkeit auf die Frage, was es denn eigentlich heißt, wenn jemand“ zum Glauben kommt“ und dass eine breite Sprach- (und Hör-)Fähigkeit für transzendente Erfahrungen im weitesten Sinne eingeübt werden müsste.

Sandra Bils (Praktische Theologin, Hannover/Berlin) kritisierte in ihrem Beitrag das Downsizen des Bisherigen. Gewohnheit sei jedoch kein Kriterium mehr, um alles Bisherige aufrechtzuerhalten. Es müsse auch vieles Liebgewordene aufgegeben werden, daher sei es wichtig, dass Innovation immer mit Exnovation verbunden sei und man das erlernen muss. Das Kriterium der Auftragstreue von Kirche („Wozu sind wir als Kirche eigentlich im Tiefsten da?“) nach Bils ist: Was den Menschen und dem Leben vor Ort dient. Dies komme aber nicht als Zusätzliches zum „Alltagsgeschäft“ „auch noch hinzu“. Vielmehr geht es darum, wie das Neue für die Erfüllung des Auftrags Raum bekommt. Dazu ist es wichtig, immer wieder den Auftrag (purpose) zu vergewissern,

Kriterien und Erkennungsmerkmale zu definieren und mit den damit verbundenen Emotionen gut umzugehen. Daher braucht es auch Wertschätzungs- und Abschiedsrituale. Bei Entscheidungen darüber, was nicht mehr weiterverfolgt werden soll, benötigt es Klärung und Transparenz.

Michael Schüßler (Pastoraltheologe, Tübingen) stellte Ergebnisse einer Studie zur Arbeitsmotivation von Mitarbeitenden karitativer Träger vor, die in gewisser Weise die Erkenntnisse der KMU bestätigen. Sehr wichtig seien den befragten Mitarbeitenden das Team, Menschenwürde, Professionalität und gesellschaftliche Wirkung. Deutlich niedriger seien Motivationen wie: den Glauben verwirklichen oder religiöse Angebote wahrnehmen. Sinn – so Schüßler – entsteht dabei stärker in der konkreten Arbeit als in explizit religiöser Praxis. Die Bindung der Mitarbeiter:innen richtet sich eher an einem fachliches Ethos aus, das christlich offen ist, weniger an Kirche. Die Diversität persönlicher und religiös-weltanschaulicher Orientierungen nehme zu. Gemeinsamer Bezugspunkt ist weniger Bekehrung oder ein kirchliches Wir“, sondern eher gelebte Praxis von Menschenwürde, Nächstenliebe und Fachlichkeit. Schüßler zeigte auf, dass Kirchenleitungen oft die expliziten religiösen Vollzüge als zentral betrachteten und von dort auf die vermeintlich säkulare Caritaspraxis blickten. Die Kirchenmitglieder (KMU) und Caritasmitarbeitenden (Caritas-Studie) betrachteten hingegen viele Existenzprobleme in Biografie und Gesellschaft als zentral und würden von dorther für sich brauchbar Religiöses aufrufen oder es auch beiseitelassen. Schüßler warb dafür, die performative und implizite Theologie der Caritaspraxis wahr- und ernstzunehmen.

Zum Schluss der Veranstaltung resümierte ein Teilnehmer im Chat: „Kirche befindet sich in einer Zeit radikaler Veränderung, dich nicht aufhaltbar ist. Wir können nur kraftvoll in die Zukunft gehen, durch den wachen Blick, was die Menschen brauchen, Dinge weglassen, neues Suchen und den Menschen unterstellen, dass sie auf ihrer Art ihre Religiosität leben.“

Hubertus Schönemann